Zeitschrift: Zoom : Zeitschrift für Film

Herausgeber: Katholischer Mediendienst ; Evangelischer Mediendienst

Band: 36 (1984)

Heft: 9

Artikel: ARD und ZDF : narrensichere Programme : zur Entwicklung und Situation der beiden Hauptprogramme des bundesdeutschen Fernsehens

Autor: Kurath, Peter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-932440

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ARD und ZDF: narrensichere Programme

Zur Entwicklung und Situation der beiden Hauptprogramme des bundesdeutschen Fernsehens

Der Mann, nehmen wir einmal an, war Schauspieler, Deutscher, hatte den Krieg so schlecht und recht überstanden, tingelte nun durch Provinzbühnen, vielleicht schrieb er nebenbei ein bisschen Groschenromane, dieser Mann also kam Anfang der 60er Jahre in die Stadt M., traf einen alten Bekannten, es kam zum Gespräch: «Was machst Du so?... Warum kommst Du nicht hierher? Hier entsteht eine ganz grosse Sache!» Mit der «ganz grossen Sache» meinte er die Gründung einer neuen Fernsehanstalt. Der Mann kam und ist heute vielleicht noch Abteilungsleiter, vielleicht noch ohne richtigen Arbeitsvertrag, aber mit einer sicheren Rentenabsicherung, in einer der grössten Fernseheinrichtungen der Welt, dem *Zweiten Deutschen Fernsehen* (ZDF), mit mehr als 3000 Festangestellten und Tausenden von freien Mitarbeitern.
Die junge Frau, nehmen wir einmal nicht an, hat eben eine knallharte Ausbildung als Journalistin hinter sich, Deutsche, kennt den Krieg nur vom Hörensagen, diese junge Frau also bewirbt sich beim ZDF um eine Hospitanz, denn zwölf solcher Stellen sind durch die zuständigen Gremien bewilligt worden, sie ist nur eine von mehr als 1100 Bewerbern, sie übersteht das erste «Aussiebverfahren», wird eingeladen und muss sich, wie hundert andere auch, als erstes anhören: «Bilden Sie sich nur nicht ein, weil wir Sie eingeladen haben, dass Sie eine Chance haben.» Und so ist es denn auch: Sie hat keine Chance. Ob talentiert oder nicht, tut nichts zur Sache. Eine Chance hätte sie vielleicht gehabt, wenn ihr Vater ZDF-Redaktor wäre; aber wer kann sich seine Eltern schon aussuchen, um in den Genuss von Privilegien zu kommen!

Klima, unter dem das Programm entsteht

Die Pionierzeiten des Fernsehens sind auch in der Bundesrepublik Deutschland vorbei, das zeigt diese improvisierte Gegenüberstellung. Die Apparate sind ausgewachsen, sind in sich rotierende Betriebe geworden, haben sich mit Gesetzen und Richtlinien eine Ordnung gegeben, Räte und Verwaltungsgremien wachen über sie, Absicherungen nach allen Seiten sind an der Tagesordnung; Anträge und Genehmigungen gehen ihren Gang – und manchmal haben sie etwas mit dem Programm zu tun, das es ja auch noch gibt. Die Geduld des Fernsehzuschauers ist die Stütze des Apparats. Das Programm ist das Produkt von Bedingungen. Menschen haben diese Bedingungen geschaffen. Der Krieg sitzt immer noch im Nacken des Bewusstseins. Stabilität heisst die Devise. Sie sichert sich durch tausend geregelte Abläufe wie im Ameisenhaufen. Und wenn für den einzelnen genug Sicherheiten vorhanden sind, können die Abläufe auch in der Unproduktivität bestehen, denn, wer nichts tut, macht nichts falsch. Und nichts ist so gefürchtet, wie etwas Falsches zu machen, das kann jahrelange «Prozesse» nach sich ziehen, kann für den einzelnen schier irreparable Nachteile haben.
Das sei Schwarzmalerei, wird selbstverständlich jeder der bundesdeutschen Intendanten, die letztlich per Gesetz die Programmverantwortung tragen, und jeder der Programmdirektoren sagen, die im Verein mit Hauptabteilungsleitern und Abteilungsleitern das Programm organisieren. Und sie haben nicht unrecht, denn in der hier vorgenommenen Verallgemeinerung und Zuspitzung zwecks Verdeutlichung ist die Darstellung angreifbar. Die

Beweisführung durch Konkretisierung wird jedoch, auch hier Absicherungen, durch die Fernsehanstalten selbst verhindert, denn anstaltsinterne Vorgänge sind geheim, insofern als die Mitarbeiter per Vertrag zur Verschwiegenheit verpflichtet sind. Von internen Kämpfen um dieses oder jenes Projekt, von persönlichen Querelen, von politischen Einflussnahmen und ähnlichem dringt so nur ein Bruchteil an die Öffentlichkeit, manchmal durch Indiskretionen, manchmal auch aus taktischen und programmpolitischen Erwägungen. Die wenigen Versuche, die bisher unternommen wurden, diesen Dschungel zu lichten, sind kläglich gescheitert. Und auch mutige Journalisten, die übers Fernsehen schreiben, wägen genau ab, was sie sagen; sie wollen sich schliesslich nicht vom spärlichen Informationsstrang verdrängen lassen, auf schwarze Listen setzen lassen, die es selbstverständlich nicht gibt, wenn man entsprechenden Versicherungen Glauben schenkt; aber die frischgeschliffene geistige Schere im Kopf, die kein Mensch je gesehen, geschweige denn zu fassen gekriegt hat, genügt auch. Das Ganze läuft viel subtiler ab. Und viele Subtilitäten schaffen jene Bedingungen und Möglichkeiten, die das Produkt nur unzureichend manifestiert. Man merkt zwar, dass nicht alles stimmt, kann aber nur schwer sagen, warum.

Im Zwiespalt von Gegenbewegungen

Halten wir uns also an das Veröffentlichte, ohne den interessenbefangenen Apparat mit den entsprechend bedingten Produkten zu vergessen. Versuchen wir mit kriminalistischem Spürsinn die Entwicklung und die Situation des bundesdeutschen Fernsehens in den beiden Hauptprogrammen von ARD und ZDF aufzuzeigen. Machen wir dies an drei der wichtigen verpflichtenden Programmgrundsätzen fest:

1. an der Verpflichtung zum Kontrast,
2. an der Verpflichtung zur Ausgewogenheit und
3. an der sogenannten 21.00-Uhr-Grenze, die jenen Sendungen gesteckt ist, die für Minderjährige nicht geeignet sind.

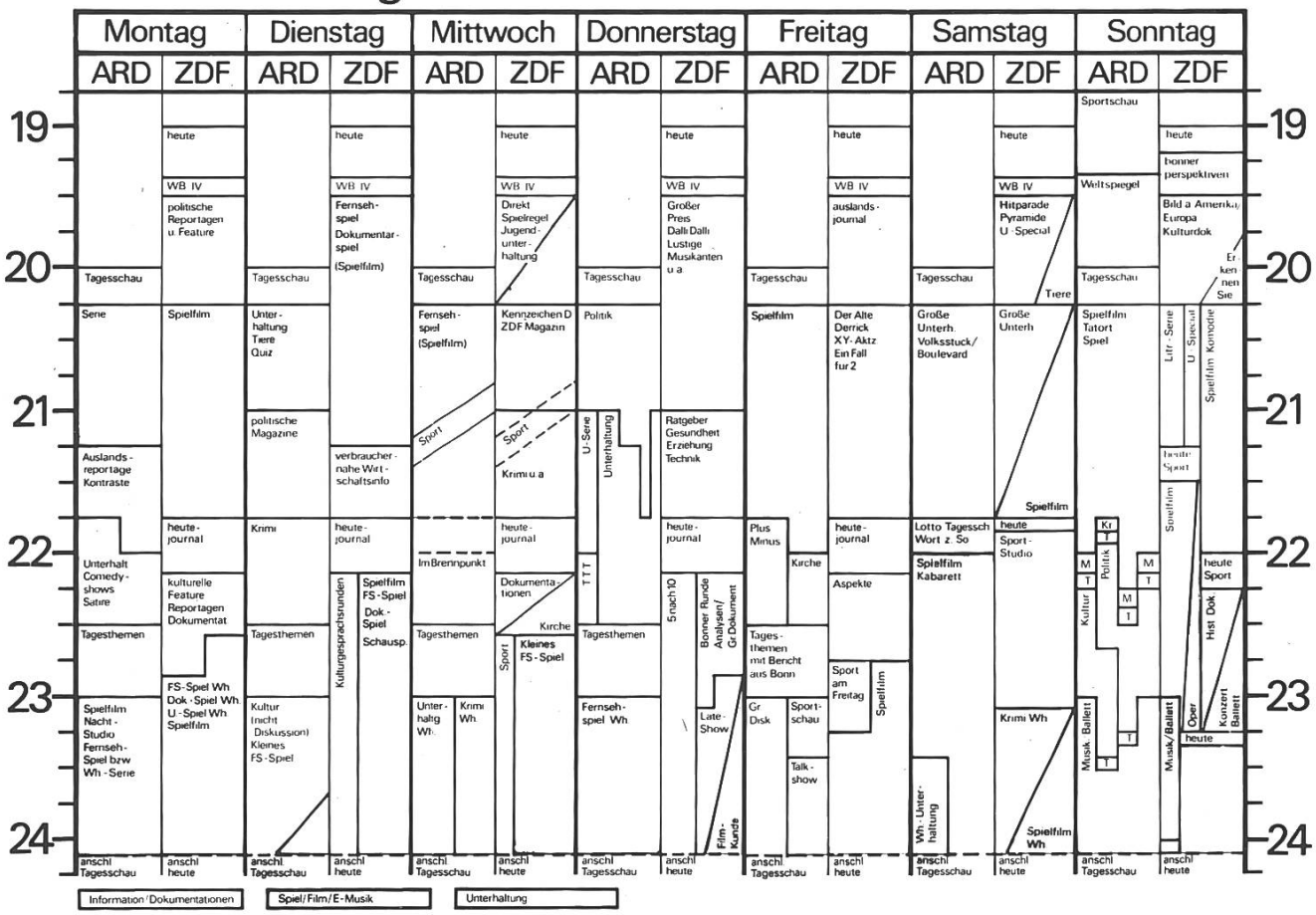
Selbstverständlich gibt es einen ganzen Katalog weiterer geschriebener und ungeschriebener Richtlinien; aber die drei ausgesuchten scheinen zu genügen, um aufzuzeigen, welch gegenläufige Bewegungen eine äusserst zwiespältige Programmgestaltung kennzeichnen.

1. Kontrast

Der 1961 zwischen den Bundesländern, dem Freistaat Bayern und den Freien Hansestädten Bremen und Hamburg geschlossene ZDF-Staatsvertrag schreibt in § 22, Abs. 4 vor: «Der Intendant hat durch Zusammenarbeit mit den für das Erste Fernsehprogramm Verantwortlichen darauf hinzuwirken, dass die Fernsehteilnehmer der Bundesrepublik zwischen zwei inhaltlich verschiedenen Programmen wählen können.» Das Schlussprotokoll zu diesem Staatsvertrag verpflichtet auch die «Anstalten des Landesrechts» mit ihrem gemeinsamen Ersten Fernsehprogramm zur Koordinierung. Koordinierungsvereinbarungen und -abkommen zwischen ARD *(= Arbeitsgemeinschaft der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten der Bundesrepublik Deutschland)* und ZDF wurden geschlossen, sogenannte Programmschemen vereinbart. Das vorletzte Programmschema war von 1978 bis 1983 (mit zwischendurch vorgenommenen Vereinbarungen zur Verlängerung der Laufzeit) inkraft; das neuste Programmschema ist seit dem 1. Januar dieses Jahres gültig. Diese gesetzlich vorgeschriebene Verpflichtung zum Kontrast durch Programmkoordinierung ist in den letzten Jahren mehr und mehr in Frage gestellt worden, sie ist inzwischen derart unterlaufen, dass sie zur Farce gerät. Denn in Wirklichkeit hat sich das Konkurrenzprinzip durchgesetzt. Dietrich Schwarzkopf, Programmdirektor Deutsches Fernsehen/ARD, definierte das in einer Pressekonferenz am 3. November 1983 so: « ... das Erste Programm ist ein Wettbewerbsprogramm und zwar: – ein Programm des schärfer werdenden Wettbewerbs mit dem ZDF (...) und – ein Programm des Wettbewerbs zwischen den ARD-Anstalten.» Auf den aus dem Kreis

ARD/ZDF Programm-Schema

ab 1. Januar 1984



der Journalisten gekommenen Einwand, dass dadurch die Verpflichtung zum Kontrast unterlaufen werde, meinte er trokken, dass es darauf ankommen werde, den Begriff Kontrast neu zu definieren. Die Kontrastverpflichtung ist also unterlaufen worden. Um nicht dafür belangt werden zu können, sichern sich die Intendanten und Programmdirektoren mit einer formalistischen Diskussion ab. Was einzig zählt, sind die Einschaltquoten; durch ein populäres und attraktives Angebot sollen sie so hoch wie möglich sein. Die Entwicklung zu diesem Programmzustand hat allerdings einsichtige Gründe. Das Kontrastprogramm liess bei den Zuschauern ein Heer von «Pendlern» entstehen, das heisst, die Zuschauer pendelten zwischen den beiden Hauptprogrammen von Unterhaltungstermin zu Unterhaltungstermin. Schon vor 10 Jahren war der damalige ZDF-Intendant Karl Holzamer nicht glücklich darüber, und er stellte die Maxime auf: Man müsse dem Zuschauer auch etwas zumuten, was er nicht sehen wolle. Im Klartext hiess das, durch entsprechende Programmpolitik sollte der «massige Pendlerverkehr» mit sanfter Gewalt ab und zu vereitelt werden.

Kontrast verkommt zu Konkurrenz um Einschaltquoten

Holzamers Programmdirektor Dieter Stolte, heute ZDF-Intendant, hatte aber schon bald anderes vor. 1977/78 gab er die fast harmlos scheinende Programmdevise «Behebung des Humordefizits» im ZDF heraus. Er führte den Dienstagstermin ein, das heisst, seit 1978 läuft zur Hauptsendezeit im ZDF vorwiegend Unterhaltsames. Die Hauptsendezeit am Donnerstag war schon vorher so besetzt. Und auch der Samstag wurde mehr und mehr zum Unterhaltungsabend. Diese «Humordevise», bei den Kritikern schnell als Verdummungsprogramm verschrien, schlug, das zeigte sich bald in Gesprächen mit ZDF-Redaktoren, bis auf die untersten Etagen durch. Das klang etwa so:

Was soll ich mir durch Anspruchsvolles das Leben schwer machen, produzieren wir Leichtes, das geht durch.
Durch diese ZDF-Programmpolitik geriet das Erste Programm/ARD zunehmend unter Druck, so dass die Reaktion nicht lange auf sich warten liess. Der 1978 eingeführte Serientermin am Montag und die zunehmende Bestückung des Wochenendprogramms mit populärer Unterhaltung (Spielfilm, Quiz-, Spiel- und Show-Sendungen) sind Belege dafür. Allerdings hatte es das Gemeinschaftsprogramm der ARD schon wegen ihrer betrieblichen Struktur schwerer. Neun Landesrundfunkanstalten beliefern das Programm, in Pflichtanteilen genau festgelegt. (Die grössten Anteile haben der *Bayerische Rundfunk* [BR], der *Norddeutsche Rundfunk* [NDR] und der *Westdeutsche Rundfunk* [WDR]; es folgen der *Hessische Rundfunk* [HR], der *Sender Freies Berlin* [SFB], der *Süddeutsche Rundfunk* [SDR] und der *Südwestfunk* [SWF]; und den geringsten Anteil haben *Radio Bremen* [RB] und der *Saarländische Rundfunk* [SR].)
Verständlich ist, dass das zentral-hierarchisch gelenkte ZDF-Programm gegenüber dem konföderierten ARD-Programm im Vorteil ist, ein Vorteil, der allerdings auch ein Nachteil sein kann; unter den kritischen Bundesbürgern ist das Misstrauen dem ZDF-Programm gegenüber jedenfalls grösser als dem ARD-Programm gegenüber. Und in der Tat hat es auch seine Vorteile, dass sich im Ersten Programm/ARD neun Anstalten mit unterschiedlichen Interessen «zusammenraufen» müssen. Der Ehrgeiz der einzelnen, möglichst gute Beiträge ins Gemeinschaftsprogramm einzubringen, verhinderte bis jetzt eine allzu gradlinige «Verflachung» des Programms.
Doch beginnt sich auch diese Tendenz im Nachmittagsprogramm abzuzeichnen, indem dort vorwiegend nur noch filmische Unterhaltung für Familien (*«Montagsgeschichten», «Spass am Dienstag», «Vorhang auf, Film ab»* am Freitag) angeboten wird. Im Abendprogramm ist bereits eine ähnliche Entwicklung abzusehen, jedenfalls sieht die Planung für 1985 grossflächige Unterhaltungsprogramme zur Hauptsendezeit vor. In diesem Zusammenhange ist die anspruchsvolle musikalische Unterhaltungssendung «Café im Takt» gestrichen worden.

Konkurrenz durch Dritte Programme und Neue Medien

Allerdings haben die Landesrundfunkanstalten noch eine andere «Waffe» gegenüber dem ZDF, nämlich ihre Dritten Programme, die es übrigens zur Zeit des Abschlusses vom ZDF-Staatsvertrag noch nicht gab und die auch nie zur Koordinierung verpflichtet worden sind. Der BR, der HR und der WDR unterhalten je ein eigenes Drittes Fernsehprogramm: *WDF* (Westdeutsche Fernsehen), *HR 3* und *BR 3;* der SFB, RB und der NDR machen gemeinsam das Dritte Fernsehprogramm *N 3* und der SWF, der SDR und der SR *S 3.* Diese fünf Dritten Programme entwickelten sich zunehmend zu Vollprogrammen, die mehr und mehr mit attraktiven Sendungen ebenfalls die Zuschauer zu locken suchen.
Diese Dritten Fernsehprogramme führte denn das ZDF auch zunehmend in die Diskussion ein. Nachdem es zunächst offensiv zur Veränderung des Programmangebots beigetragen hat, spielt es jetzt gerne das in die Defensive gedrängte und fordert den Einbezug der Dritten in die Koordinierung und liebäugelt auch mehr und mehr mit einer möglichen Einführung eines eigenen zweiten Programms, das seit dem 1. April 1984 nun bei den Kabelpilotprojekten in Ludwigshafen und München als *«ZDF 2»* erprobt wird.
Druck auf die Fernsehanstalten kommt aber auch von aussen. Ohne hier im Detail darauf einzugehen, soll doch auf die bereits in Gang gekommene Veränderung durch die neuen Kommunikationstechnologien hingewiesen werden. Video, Bildschirmtext, Kabelkommunikation schaffen neue Verhältnisse. Bereits, seit 1. Januar 1984, strahlt RTL (Radio-Television-Luxemburg) ein privates Fernsehprogramm, *RTL Plus,* in die angrenzenden bundesdeutschen Regionen, etwa bis hundert Kilometer ins Landesinnere. Auch sind verschiedene Pilotprojekte in Vorbereitung oder angelaufen (Ludwigshafen, Berlin, Dortmund, München, Düs-

seldorf). Bis 1990 wird damit gerechnet, dass Privatprogramme, Satellitenprogramme und auch die jetzigen Dritten Programme landesweit vertrieben werden. Die Verpflichtung zum Kontrast ist also bis heute nicht nur unterlaufen worden, sondern sie ist, mit Blick auf die zukünftigen Entwicklungen, kaum mehr durchführbar.
Obwohl diese hier dargelegte Entwicklung gradlinig erscheint, ist sie, das wird meist übersehen, nicht frei von Gegenbewegungen. Der Ehrgeiz, besser zu sein, anspruchsvolleres zu produzieren, regt sich. Kühle Köpfe rechnen damit, dass sich auf Dauer die Unterhaltungs-«Matsche» leerläuft, dass mit Weitsicht jener mehr Überlebenschancen hat, der dem Druck zur Niveaulosigkeit nicht nachgibt.

Programmstruktur Fernsehen DRS

Das Programm ist die Botschaft:

Allgemeines zu Sinn und Funktion der Programmstruktur. Instanzen der Programmplanung beim Fernsehen DRS. Kritik an einem Programm als Supermarkt, das die Wahrnehmung der wirklichkeit atomisiert (ZOOM 9/81).

Strukturplan 84:

Auf den 1. November 1984 tritt voraussichtlich der neue Strukturplan des Fernsehens DRS in Kraft. Beim Bekanntwerden von einzelnen Tendenzen hat ZOOM jeweils ausführlich reagiert: Programmstruktur 84: Zwischen Kommerz und Programmauftrag (ZOOM 3/83). Neuer Fernsehstrukturplan nimmt Gestalt an: Anspruch, die Konkurrenzfähigkeit der SRG zu erhalten; Schlüsselrolle von Information und Unterhaltung; Leitfunktion Aktualität; Marginalisierung der Bildungsfunktion (ZOOM 10/83). Kritik einer zu stark ökonomisch orientierten Programmpolitik (ZOOM 11/83).

Die Bestrebungen, besonders bei den Dritten, ein eigenes unverkennbar profiliertes Programm zu schaffen, sind erkennbar.

2. Ausgewogenheit

Auf der Suche nach Gründen, die dazu geführt haben, dass besonders das Programm zur Hauptsendezeit zu einem unverfänglichen Unterhaltungsangebot verkommt und verkommen ist, wird auch die Verpflichtung zur Ausgewogenheit haftbar gemacht. Einseitigkeit zugunsten einer Partei, einer Gruppe oder einer Interessengemeinschaft ist in den verschiedenen Gesetzen untersagt. Sendungen, die in den Verdacht der Parteilichkeit geraten, müssen mit restriktiven Reaktionen rechnen. Es ist aber in der Praxis schier unmöglich, besonders bei politischen Informationssendungen, auch jede tendenzielle Parteilichkeit auszuschliessen. Wer kann zum Beispiel leugnen, dass Richard Löwenthals *«ZDF-Magazin»* ein «Tendenzmagazin» ist, hat es doch selbst ZDF-Chefredakteur Reinhard Appel bei einem Pressegespräch in Hamburg vom vergangenen Dezember als solches bezeichnet.
Ursprünglich sollte diese gesetzliche Verpflichtung zur Ausgewogenheit demokratische Strukturen sichern: Jedem, auch Minderheiten, die gleichen Rechte; keine Vorrechte. Die Praxis hat sich jedoch vom theoretischen Ansatz her wegentwickelt. Die Politiker begriffen die Verpflichtung zur Ausgewogenheit als Instrument, um auf ihnen missliebige Sendungen Druck auszuüben. Solche Pressionen werden natürlich von Politikern in der Öffentlichkeit bestritten, da sie formell verboten sind, denn der Rundfunk wird ja als «unabhängig» definiert. Zwiespältige gegenläufige Bewegungen in der Entwicklung der politischen Information sind die Folge einer inhaltlich nur schwer den formalen Bedingungen anzupassenden Praxis. Die Rundfunkanstalten entwickelten sich nach jenen Trägheitsgesetzen, die der Weg des geringsten Widerstandes kennzeichnet, allerdings ohne dabei allzusehr formal das Gesicht zu verlieren.

Steriles Klima, unter dem das Programm entsteht: Fernsehfabrik ZDF, Mainz.

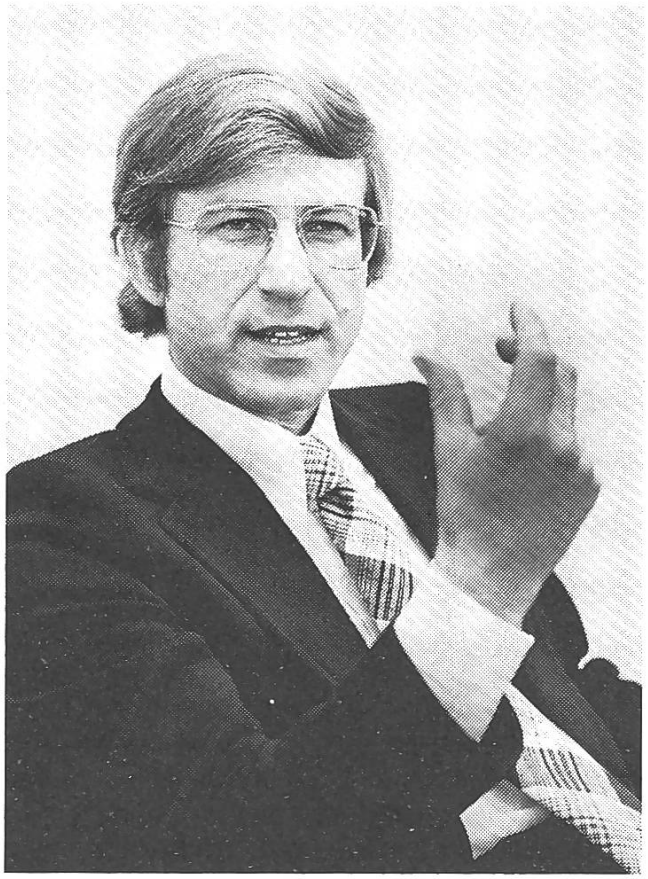
Schere im Kopf

Offiziell hat das seit Jahresbeginn gültige Programmschema die politische Information aufgewertet. Das ZDF hat zum Beispiel *«Die Reportage am Montag»* und das Dienstagsmagazin *«Wiso»* eingeführt. Die ZDF-Ressorts Innen-, Gesellschafts- und Aussenpolitik erklärten dazu: «Schwung in die politische Wirklichkeitsdarstellung bringen» zu wollen, «authentische Vorgänge aus der Innenansicht in atmosphärischer Dichte» aufzuzeigen, usw. Die bisherigen Sendungen dieses Jahres waren geprägt von Unangreifbarkeit durch pseudokritische Ansätze, um die sich, da sie tatsächlich niemandem zu nahe treten, niemand zu kümmern braucht. Die ARD steht in dieser Beziehung mit ihrem neu eingeführten Sendeplatz *«Brennpunkt»* am Mittwoch (im Prinzip handelt es sich dabei um den vorgezogenen *«Weissen Fleck»),* in dem aktuelle, kurzfristig ins Programm genommene Beiträge ausgestrahlt werden, etwas besser da; erinnert sei dabei an die auf diesem Sendeplatz ausgestrahlte Diskussion zur Kiessling-Affäre und den Beitrag zum Thema «Flick», der allerdings erst nach heftigen Auseinandersetzungen unter den ARD-Anstalten ins Programm genommen wurde.
Dennoch, auch auf diesem Gebiet, ist eine gegenläufige Bewegung erkennbar. Je plumper die Ausgewogenheit organisiert wird, desto eher fällt auf, wer aus dem Rahmen fällt. Eine ganze Kette von Fällen in jüngster Zeit belegen dies; erwähnt seien die Querelen um die Hamburger Redaktion *«ARD-Aktuell»,* um den «Report»-Moderatoren Franz Alt, um den Fernsehkabarettisten Dieter Hildebrandt, um den umweltpolitischen Beitrag von Bernward Wember *«Vergiftet oder arbeitslos».* Dass in der ARD häufiger Krisen zu registrieren sind, spricht nicht gegen die ARD. Die ZDF-Ruhe, die

auch eine Folge der betrieblich straffen Organisation ist, ist verdächtig, weil sie auch als unterordnende Anpassung interpretierbar ist, die einen politischen Journalismus eher abtötet als belebt. Die gegenläufige Bewegung wird auch belegt, durch spürbare Unzufriedenheit bei Fernsehredaktoren und -reportern. Wer sich in den einzelnen Fernsehanstalten aufmerksam herumhört, kann nicht daran zweifeln, dass sich die Programme nicht so einfach verwässern lassen, auch wenn Trägheit und Frustrationen das Klima der gegenwärtigen Situation bestimmen.

3. Die 21.00-Uhr-Grenze

Ein anderes Indiz, an dem die Veränderung der Programme von ARD und ZDF abgelesen werden kann, ist der praktische Umgang mit der sogenannten 21.00-Uhr-Grenze, die besagt, dass Sendungen, die für Kinder und Jugendliche nicht geeignet sind, nach 21.00 Uhr zu plazieren sind. Früher gab es zudem bei solchen Sendungen vermehrt als heute entsprechende Hinweise bei Ankündigung und Ansage. Die Aufweichung dieser Grenze ist symptomatisch. Sie lässt sich am besten bei Wiederholungen belegen, bei Sendungen, die bei ihrer Erstausstrahlung unter die Grenze fielen, bei der Wiederholung über der Grenze angesetzt werden. Vor Jahren konnte man sich noch nicht vorstellen, dass die Krimiserie *«Die Strassen von San Francisco»* ins Vorabendprogramm käme, wo sie nun aber das ZDF seit vergangenem Jahr als Wiederholung plaziert.
Meist geht es im Streit um diese 21.00-Uhr-Grenze um die Darstellung von Sexualität und Gewalt, aber auch von gesellschaftlich und politisch extremen oder mehrheitlich unkonformen Standpunkten. Die Einspruchsgrenze ist normalerweise schnell erreicht; ein sanfter Druck auf «Gruppenempfindsamkeiten» genügt. Inhaltlich sind die Kriterien solcher Empfindsamkeiten jedoch nur schwer zu fassen.
In den letzten Jahren hat die Programmpolitik zu einer bestimmten Narrenfreiheit geführt, nach der leichtgewichtige



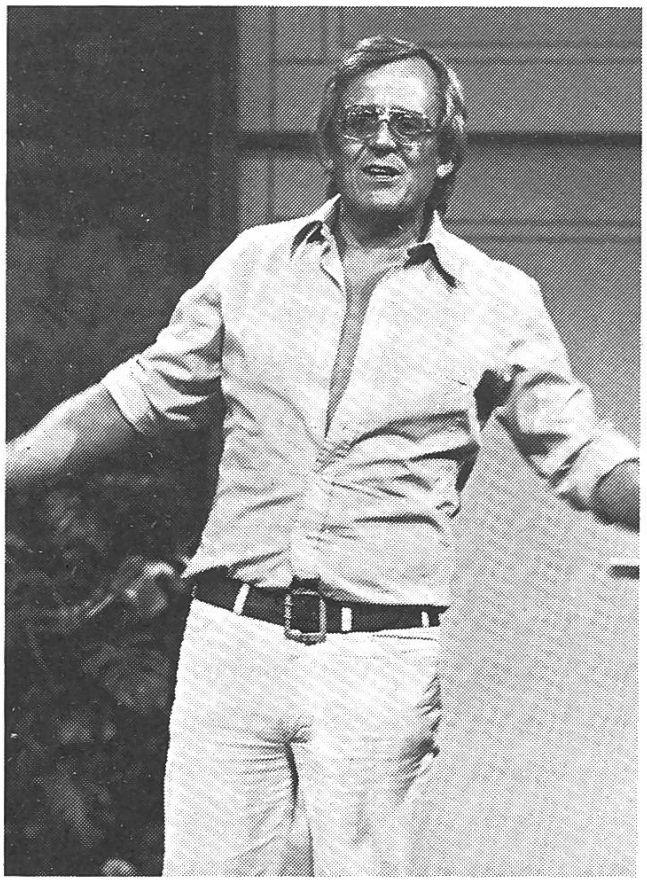
Je plumper die Ausgewogenheit, desto auffallender die Ver-rückten: «Report»-Moderator Franz Alt ...

Unterhaltung gleichgesetzt wird mit harmloser. Was inzwischen so alles an Sendungen zu publikumsträchtigen Zeiten über den Bildschirm gehen kann, ist erstaunlich. Hauptsache, es gibt sich komödiantisch und klamaukig. Dieser Trend ist ausgeprägt im Buhlen ums jugendliche Publikum, das dem Fernsehen in den letzten Jahren eher davongelaufen ist (die Frage, altert das Fernsehen mit der Alterung derer, die Fernsehen machen, und derer, die als Hauptkonsumenten anzusehen sind, ist nicht unbegründet). Besonders in Rock- und Popsendungen gerät die anbiedernde Grosszügigkeit schnell in den Geruch plumper Belanglosigkeit.
Gegenbewegung zu diesem Trend ist das Anspruchsvolle, das mit dem Ernstzunehmenden gleichgesetzt wird. Sex und Grobheiten als Klamauk und Witz scheinen leichter über den Kanal gehen zu können, als wenn sie thematisch oder künstlerisch ernsthaft behandelt werden; der kriminelle Kraftprotz in der Komödie gilt

als salonfähiger als derjenige der Tragödie. Das Mass, das gilt, ist fast immer in der Beziehung zur Wirklichkeit zu suchen; wird etwas, was gesellschaftlich nicht sein darf (Tabus zu leugnen ist Augenwischerei), in eine ernsthafte Nähe zur Wirklichkeit gerückt, ist die Grenze zum Skandal schnell erreicht. So kann man die «Verflapsung» des Programms auch als subversive Notwehr des Fernsehens gegenüber der empfindsamen Strenge von Zuschauern und Interessenvertretern betrachten. Der Preis, den man aber dafür bezahlt, darf nicht vergessen werden: Er besteht im weiteren Niedergang der Sehkultur, was auch eine Verrohung der Kultur überhaupt bedeuten kann.

Das überraschungslose Programm ist ein sterbendes Programm

Bestimmt ist die Entwicklung des bundesdeutschen Fernsehprogramms, abgesehen von gewissen historischen Voraussetzungen, keine national unverwechselbare Spezialität; tendenziell gilt sie auch für andere Länder. Die Entwicklung kann etwa so zusammengefasst werden: Am Anfang war das ungewöhnliche Programm, allein schon weil es neu war; es entwickelte sich zum alltäglichen Programm, dem nun die Gefahr der Belanglosigkeit droht; die Einstellung gegenüber dem Fernsehen wird gleichgültiger werden.
In den letzten Jahren haben sich die bundesdeutschen Fernsehprogramme zu fast reinen «Kästchen»-Programmen entwickelt, das heisst, wer sich das Programmschema einprägt, findet narrensicher sein Programm: zur Hauptsendezeit (die durch die Rückverlegung des ZDF-*«Heute-Journals»* auf 21.45 Uhr noch vergrössert wurde) Unterhaltung in allen Variationen auf beiden Kanälen. Bleibt man bei 21.00 Uhr als Grenze sind die Ausnahmen schnell aufgezählt: mittwochs politische Magazine im ZDF, donnerstags aktuelle Politik im Ersten Programm/ARD. Die narrensicheren Kästchenprogramme sind allerdings nicht mit inhaltlicher Zuverlässigkeit zu verwechseln. Werden für den anspruchsvollen Zuschauer «sichere» Kästchen gesucht, sind die zuverlässigen «Leisten» ebenfalls schnell aufgezählt: dazu gehören die politischen Magazine der ARD, dienstags um 21.00 Uhr; der ARD-Fernsehspieltermin, mittwochs 20.15 Uhr; das ZDF-Magazin *«Kennzeichen D»,* vierzehntäglich mittwochs 20.15 Uhr; und die ZDF-Reihe *«Das kleine Fernsehspiel»,* mittwochs nach 22.00 Uhr. In der Sparte Spielfilm sind jene, leider unregelmässigen Reihen qualitativ am zuverlässigsten, die bei der ARD als *«Das Film-Festival»* und beim ZDF als *«Der besondere Film»* gekennzeichnet sind. Im übrigen gibt es einige Schematermine, die von Fall zu Fall, je nach individuellen Erwartungen, von Interesse sein können, die aber nicht durchwegs mit Zuverlässigkeit qualitativen Ansprüchen genügen.
Die narrensicheren Programme sind nämlich, sieht man genauer hin, nicht zuverlässig, höchstens insofern als man Überraschendes kaum erwarten kann. Zu sehr hat sich ein Apparat eingerichtet, zu



und Kabarettist Dieter Hildebrandt.

sehr wird noch auf den noch nicht erlahmten breiten Publikumsgeschmack gesetzt. Es ist jedoch schier unvorstellbar, dass sich auf Dauer ein überraschungsloses, nach allen Seiten risikolos angepasstes Programm nicht totläuft. Weshalb sollten Menschen sich lebenslang in ihrer Freizeit mit einem Fernsehen beschäftigen, das sie weder rührt noch aufrührt?! Peter Kurath

FILMKRITIK

Doro no kawa (Schmutziger Fluss)

Japan 1981. Regie: Kohei Oguri (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 84/125)

Es gibt die Erfahrung, mit viel Vorwissen und grossen Erwartungen zu einer Pressevorführung zu gehen, um dann umso enttäuschter das Kino zu verlassen. Und es gibt die Erfahrung, einfach so hineinzusitzen, völlig offen gegenüber dem Werk eines bislang unbekannten Regisseurs, und mit zunehmendem Staunen eine kleine Sternstunde des Films zu erleben. «Doro no kawa» («Schmutziger Fluss») des 39jährigen Japaners Kohei Oguri zählt für mich zu den Erfahrungen der zweiten Art.
Ein träge dahinfliessender Fluss, ein einfaches kleines Restaurant auf der einen, ein irgendwie verwunschen wirkendes Hausboot auf der anderen Seite, dazwischen eine Brücke. Dies sind im wesentlichen die Schauplätze dieses 1981 entstandenen Schwarzweiss-Filmes, der in Japan mit Preisen überhäuft, 1981 in Moskau mit dem Silber-Preis ausgezeichnet und im gleichen Jahr für den Oscar für den besten ausländischen Film nominiert worden ist, und der trotzdem erst jetzt zu uns gefunden hat. Einmal mehr übrigens dank der Initiative der Cactus-Film (Die Konkurrenz möge verzeihen, wenn dieser Filmverleiher immer mal wieder lobend genannt wird, aber er hat es ganz einfach verdient).
«Doro no kawa» handelt 1956, elf Jahre nach dem Krieg, in einem ärmlichen Quartier von Osaka, nahe der Mündung des Aji-Flusses. Die Hauptfiguren sind zwei neunjährige Knaben: einerseits Nobuo, dessen Eltern das bescheidene Restaurant führen, anderseits Kiichi, der mit Mutter und Schwester auf dem Boot auf der andern Flussseite lebt. Das Boot ist erst vor kurzem hier aufgetaucht, und die beiden Knaben beginnen sich anzufreunden. Der sensible Nobuo merkt bald einmal, dass es Unterschiede gibt zwischen dem Leben im Steinhaus am Fluss und dem Leben auf dem Holzboot auf dem Fluss, Unterschiede, die tiefer gehen, als er das im Moment erfassen kann. Er merkt auch, dass es mit Kiichis Mutter irgend etwas Besonderes auf sich haben muss. Doch vorerst freuen sich seine Eltern, wenn er Kiichi und dessen Schwester zu sich nach Hause einlädt. Sie werden bewirtet, und Nobuos Vater führt einen Zaubertrick vor. Die Gegeneinladung lässt allerdings auf sich warten. Und ganz unverständlich ist für Nobuo die Warnung seiner Eltern, das Boot, auf dem Kiichi lebt, nachts zu meiden. Erst nach und nach wird klar, dass Kiichis Mutter als Prostituierte ihre Familie – im wahrsten Sinne des Wortes – über Wasser hält. Bei einem üblen Spiel, bei dem Kiichi Krebse mit Sprit übergiesst und anzündet, so dass sie als lebende kleine Lichter weglaufen, kommt Nobuo zu einem Blick in die Kabine der Mutter, wo er diese mit einem Freier sieht. Am andern Morgen ist das Boot verschwunden. Verzweifelt rennt Nobuo dem Quai entlang, dem Boot hinterher, um sich von seinem Freund zu